

rücken müsse, auch ihr Mann werde wohl sogleich eingezogen werden und so weiter. Diese schüttelte den Kopf und wußte nicht, was sie denken sollte; das eine Viertel konnte doch solche Reden nicht bewirkt haben, denn Friedl schwadronierte doch erst bei acht- bis zehnfach größerem Quantum —, aber die Sache war ihr doch nicht ganz geheuer und ließ in ihr allerlei wunderliche Gefühle entstehen. Der Schwäger wankte seinem Häuslein zu, welches ganz am untersten Ende des Dorfes stand.

Eigentlich gehörte ihm das Haus noch nicht, denn nach dem Wunsche seiner vor zwei Jahren verstorbenen Mutter — der Vater war schon zwanzig Jahre tot — behielt es seine Tante, die alte Christl, noch, denn sonst hätte es Friedl schon „versufft“. Die Christl lebte von ihrer Rente, trieb nebenbei Garn und schlug sich so kümmerlich durchs Leben. Als ihre Schwester, Friedls Mutter, starb, blieb ihr als einziger nahestehender Mensch der Junge übrig und da hatte sie gerade genug, denn er war, wie die Leute trefflich sagten, ein „Lumerch“; was er die Woche über in der Zwisterei verdiente, wurde Sonnabends in Branntwein umgefekt. Einmal vergriff er sich sogar an Christels Spargroschen. Machte ihm diese Vorwürfe, dann trat sogleich der erste beste Besen in Tätigkeit. Anfangs fiel es der armen Tante schwer, sich dem Schicksal zu ergeben, denn den Jungen in eine Anstalt zu geben, ging gegen ihre Würde —, aber der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier und im Laufe der Zeit fügt er sich in alles.

An und für sich war Friedl nicht schlecht, er hatte sogar ein gutes Gemüt, doch war es durch Verziehung ganz verkümmert. Er hatte nicht arbeiten gelernt und ergab sich schließlich auch dem Trunke.

Friedl kam nun heim. Seine Tante hatte inzwischen eine kleine Mahlzeit bereitet, Kartoffeln und Butter gabs, sein Lieblingsgericht, und er ließ sich wohl schmecken. Nachher erzählte er die Mär vom Kriege. Christl wurde nicht wenig betroffen und fragte schließlich, von wem er dies erfahren. „Die Nacht schtoann Enner vor marn Beiti und soarte mersch und, koannst's gleebm, 's is wuhr,“ gab jener zur Antwort.

Es war auch keine Lüge gewesen, denn am andern Tage stand im „Blaatl“, daß Deutschland sich im Kriegszustande befinde. Heilige Begeisterung herrschte im Dorfe. Auf der Straße sangen Kinder Vaterlandslieder, während die Alten bebenden Herzens von der großen Zeit sprachen. Einige Tage später hieß es, „dar hoat Urder, Jenner o; Neums Gruker muss'n Mont'g furt.“

Tante Christl, die sonst so lebhaft und lustig, wurde plötzlich still. Ohne viel Worte zu machen, besorgte sie ihre Einkäufe, daheim wollte ihr die Arbeit nicht recht von Händen gehen; sie bangte um ihren Neffen, denn das war ja ganz sicher, daß auch er in nächster Zeit einrücken mußte. Alle die durch ihn erlittenen Qualereien waren vergessen, alle verzieh sie ihm und suchte nur seine besten Seiten heraus; mit einem Wort gesagt, er war ihr Engel geworden. Keinen Menschen auf Erden liebte sie mehr wie diesen. Friedl nützte das aus und tat sich beim „Kramergustl“ manche Güte. Christl übersah dies und meinte bloß: „Lußt'n ock, 's wird su ne mieh langi dauern.“

Drei Wochen währte diese schöne Zeit, dann trabte eines Morgens der Friedl, hübsch gekleidet, mit einem Kästchen aus dem schlafenden Dorfe hinaus. Christl begleitete ihn bis zum Bahnhofe des Nachbarortes, allwo schon eine Menge Männer versammelt waren. Der Zug näherte sich. Christl drückte ihrem Jungen, wie sie lezthin immer sagte, nochmals innig die Hand und erlaubte sich auch einen schüchternen Kuß. Jener wußte nicht, wie ihm geschah, er war ganz von Sinnen und vergaß beinahe, in den Wagen einzusteigen, hätte ihn ein Kamecad nicht mitgezogen. Ein Pfiff, die Maschine dampfte und fort gings. Christl winkte noch lange nach, dann schlich sie langsam heim, verriegelte die Tür und gab sich ganz ihrem Schmerz hin. Sie konnte es nicht fassen und sie wollte auch nicht. Das Leben kam ihr nun öd und nuglos vor. So vergingen Tage und Wochen. Nach einem Monate brachte der Briefträger ein Rärtchen in das Haus, welches die Einsame lieber nicht gehabt hätte, es enthielt nämlich die traurige Nachricht, Friedl sei auf der Fahrt ins Feld. Alle ihre Wunden wurden wieder aufgerissen, dazu kam noch eine

unheimliche Ahnung. „Warbs sahn, dar kimmt nemieh wieder,“ sagte sie ihrer Nachbarin.

Ein halbes Jahr später. Im Dorfe waren schon einige Trauerboischaften eingetroffen. „Neums Gruker, Schmieds Emil hatten den Heldentod gefunden; mehrere waren verwundet, andere vermißt. Es war Freitag nachmittags. In Schulze-Fleischers Laden standen einige Frauen beisammen: die „Richterjuli“, die „Schusterressl“, die Franziskorlini“ und noch einige. Nun gesellte sich die „Pietschgetti“ dazu. „Sun Tag minander.“ „Sun Tag.“ „Hoatersch denni o schunn gihirt, Liegnfriedl is gifoln.“ „Woas,“ gaben jene zurück, „war forts denni,“ fuhr die Richterjuli allein fort. „Schmiedibauersch Gustav hoats gischriebm, und dar is do immer mit'n basoamm giwast.“ „Nee oach Gutt nee,“ redete die andere, „iber die oarmi Christl koannch mieh urndlich derboarm, die is nu ganz alleeni.“ Während des Gespräches strich sich jemand im Flur die Füße ab und trat durch die halb offene Ladedür. Die Richterjuli wandte sich um, wer wars: 's Christl. Jäh verstummte die Unterhaltung, alle gerieten in die größte Verlegenheit und erwiderten kaum den Gruß. Christl wußte aber alles, ihre Ahnungen waren Wirklichkeit geworden. Mit leerem Körbchen wankte sie wieder in ihr Häuschen und legte sich ins Bett, um sich ganz ungestört ihrem Schmerz hingeben zu können.

Schier unmöglich war ihr dieser Schlag. Ihr Friedl konnte doch nicht tot sein, aber ihr Innerstes sagte ihr die Wahrheit.

Tags darauf machte sich die Richterjuli auf, um die Unglückliche zu besuchen. Wie erstaunte diese, als die Haustür offen stand, aber niemand zu finden war. Nach langem vergeblichen Rufen wagte sie sich in die Kammer. Dort lag die Gesuchte, aber ihre Augen waren ja sogläsern und kein Atem bewegte sich aus ihrem Munde: sie war tot. Schleunigst eilte die Juli zum Arzt, welcher auch bald ins Kämmerlein Einkehr hielt. „Sie hat einen schönen Tod gehabt, nämlich Herzschlag hat ihrem Leben ein Ziel gesetzt,“ sagte er zur Richterjuli. Währenddessen brachte man die amtliche Nachricht vom Tode Friedls. — Die Richterin kümmerte sich um

das Begräbnis und sie brachte es auch dahin, daß Christels Leichenseier mit dem Ehrengedächtnis Friedls zusammen gefeiert wurde. Das Häuslein stand nun vereinsamt und verfiel der Gemeinde, die es, um unnötigem Fenstereinschlagen vorzubeugen, bald bewohnen ließ. Liegnfriedl aber, in seinem Leben verachtet, wird nun geehrt und sprangt mit auf der Tafel der Helden.



Oberlausitzer Heimatabend in Dresden

Wenn die „Oberlausitzer“ in Dresden zu ihrem alljährlichen „Heimatabend“ einladen, dann verspricht man sich einen schönen Abend. Daher ist auch jedesmal der Andrang ein sehr großer. Auch heuer wieder, am 11. Februar, waren die herrlich geschmückten Räume des „Kristallpalastes“ auf der Schäferstraße in Dresden „dicke voll“. Man feierte ein „Oberlausitzer Schulfest“. Die Frauen und Mädels waren meist in Sommer- oder Dirndlkleidern gekommen und trugen Kränze in den Haaren und Schärpen; auch die „Moanssen“ viel kurze Hosen und Schärpen und Fähnchen. Ein buntes Bild. Und alle die schönen Erinnerungen an das Schulfest in der Jugendzeit wurden wieder wach. Einen geradezu prächtigen Anblick bot der allgemeine Schulaufzug. Da wehten die Fähnchen und Kränze an den Stäben. Der neue Gemeindefürstend Berndt (ein Ebersbacher) begrüßte mit launigen Worten die großen Kinder. Er meinte, wenn auch die Zeit zu Festen noch nicht wieder da sei und wenn auch die üblichen Bat- und Knackwürste zurzeit noch fehlten, so möchten doch die Oberlausitzer in Dresden ihren Heimatabend nicht missen. Und er wünschte schließlich allen Teilnehmern einen recht fröhlichen Abend. Und das ist der Oberlausitzer Heimatabend auch allen wieder geworden. Allen, allen hats wirklich gefallen, wemms auch noch so voll war. Es wurde aber auch wirklich viel geboten. Eine „Hecke“ Knaben und Mädchen führten einen allerliebsten, humoristisch gefärbten Schulfestzug auf und eine sechzehn Mann starke Knabenriege zeigte sich als drollige Gelenkpuppen, deren Bewegungen umso drastischer wirkten, als sie eine Kappe auf dem Kopfe trugen, die das wirkliche Gesicht verbergte, aber auf dem Hinterkopfe eine Gesichtsmaske zeigte. In den Nebenräumen war Gelegenheit zum Kegeln und Sternschießen, Sachhuppen und Topfschlagen. Eine Lotterie brachte die so sehr begehrten